

Zwanzigstes Kapitel.

Phantasieen beim Oesterreicher Weine. — Die Wahlverwandtschaft der Blumen.

Man hat schon oft die Behauptung gewagt, der Geschmack und Geist des Landesweins sey immer dem Charakter der Bewohner entsprechend, und es mag allerdings etwas Wahres dran seyn. So ist z. B. der Franzose leicht, flüchtig, feuervoll und schnell verrauchend, mehr duftend, als geistend, kurz Wein und Mensch sind in Frankreich sichtbar aus einer Schule, muthmaßlich aus der Schule der großen allmächtigen Freiheit, die den Wein auf den Bergen vor dem Strahle ihrer goldenen Sonne Freubenthänen vergießen läßt und die zugleich wunderbare Ideen von Geistergröße und Menschenwerth, auch wohl von Fürstenunwerth im Busen aufkeimen läßt. Der Sächse ist, nach Maßgabe seines Weines, sauer und gutchristlich, denn nirgend wird der Wein mehr getauft, als bei uns, und einem Pastor in der Gegend von Meissen, der auf seinem Grundstücke viel Sauerkraut und viel Wein

erzeugt, denke ich es öffentlich zu beweisen, daß er, streng genommen, sogar zu den Wiedertäufern zu rechnen ist.

Auch der österreichische Wein harmonirt mit dem Charakter seiner Landesleute. Er ist kräftig, gemüthlich, bringt schneller das Blut, als den Geist in Gährung, schmeckt stark und doch lieblich. Er berauscht, trotz seiner Stärke, nur langsam, und der Rausch ist mehr erwärmend, als übersprudelnd. Zur Begeisterung bringt er selten, wohl aber zum herzinnigsten Wohlbehagen; man sieht, selbst die Sonne Oesterreichs richtet sich nach den Landesgesetzen und stellt, im Einverständnisse mit dem fetten Boden, selbst den Geist des Weines unter eine zweckdienliche Censur. Wenn der Franzosenwein uns unwillkürlich zu wilden Freiheitsideen, zu begeistertem Menschenbewußtseyn in jugendlichen Volksgefühlen aufregt, in seiner innern Natur also unverkennbar revolutionair erscheint, so beseelt uns dagegen der Oesterreicher Wein zu froherer Betrachtung der verbesserten Schafzucht, des trefflichen Fabrikzustandes; man freut sich über sein gutes Aussehen, kurz man freut sich, daß man froh ist, und daß Alles so dasteht, wie man es hingesezt hat. Der Franzosenwein sprüht ewigen Umsturz, ewige Neuerungen; der Oesterreicher Wein schmeckt nach anmuthiger Stabilität, und selbst das ist den bescheidenen Leuten noch zu viel; die ungeschwächte Wirkung ihres Weines fürchtend, mischen sie, gleich unsern Dorfpredigern, viel Wasser unter Gottes Gabe, und sie erstaunten nicht wenig, als ich, ein geborener Sachse — die wir doch in der Regel für

nüchterne Leute gelten, — ihren Wein ungewässert, wie das Evangelium, verlangte. Sie betrachteten das Trinken als eine ernste, heilige Handlung, und alles Heilige hat in seinem Beginn viel mit dem Wasser zu thun; aber in uns Norddeutschen schwimmt das Fett immer oben auf, und wir können demzufolge erstaunlich viel Wein vertragen, ohne daß wir Etwas von dem Geiste zu befürchten hätten. Ich sprach über diesen Gegenstand einst ein Langes und Breites mit einem Leipziger Gastwirth, von welchem ich die beste Auskunft erwartete, da er sonst immer den Leuten reinen Wein einzuschenken pflegte. Er war in diesem letztern Punkte sehr gewissenhaft, und wenn er nur den geringsten Schmutz — wohin die Aristokraten und die Weinhändler auch den Geist der Völker und des Weines rechnen — im Fasse bemerkte, so wusch und schlemmte er das Getränk so lange mit gutem Brunnenwasser, bis er den Wein vollkommen rein achten durfte, daß selbst die österreichische Censur keinen Spiritus mehr darin vorgefunden haben würde.

In der Mariahilf gab es einen schönen Garten, leider nur schon zu herbstlich; Blumen, Nachtigallen und Dichterseelen haben einen frühen Herbst! Der ganze Garten war schon blumenlos und doch noch völlig grün, er glückte auf ein Haar meinem Herzen; nur einige buntgekleidete Asters waren mir zu Gefallen noch stehen geblieben und coquettirten mit ihren vielfarbigen Blumenäugen wunderbar nach mir hin, wenn ich in der Geisblattlaube einsam und nachlässig-träumerisch hingestreckt

faß und in langsam-tiefen Zügen meinen Oesterreicher Wein schlürfte. Aber ich bin kein Freund von diesen Blumen. Manche unter ihnen sahen mich fast süß-geistlich mit bekannten Blicken einer gestorbenen Liebe an und brachten mich beinahe zum Weinen. In der Ecke des Beetes stand eine schöne späte, grellrothe Tulpe, ich weiß nicht, weshalb ich sie in Gedanken Auguste nannte; ihr Stengel war vom Sturme zerknickt und in den far- benglühenden Lineamenten des schönen Blumenhauptes zit- terte es angstvoll und schwer ersterbend. Nicht weit von ihr schaute eine bleiche Herbstrose mit wandellofen Zügen mich recht klagend und lebensmüde an, sie sah einer Marie, die ich auch einmal im Leben kannte, bis zum Staunen ähnlich und mochte wissen, daß sie in dieser rauhen Jah- reszeit nicht lange werde blühen können, denn sterbende Blumen tragen immer etwas Ahnungsvolles in sich. Dies konnte ich besonders an einer einsam stehenden weißen Aster wahrnehmen, die schon zu welken anfang und mich mit süßem, versöhnungreichem Todeslächeln anblickte. Ich glaube noch bis auf den heutigen Tag, daß dies die schöne todte Emilie war, die irgend Jemand sterben gesehen hatte, wie sie sich noch einmal aufrichtete und — —